

einmal in der asketischen Sprache seiner Zeit, daß man sich ganz und gar in die Glaubens-Wirklichkeit einlassen muß, um dieses Geschenk der Begegnung mit Gott zu erhalten.

Die letzten Sätze aber zeigen an, daß die Taulersche Askese nicht neuplatonisch-leibfeindlich ist, sondern in einer ignatianischen Universalität alles umfassen, „Gott in allen Dingen finden“ will.

Manches mag an dieser Predigt übersteigert sein; aber ein näherer Umgang mit ihr zeigt, daß Tauler in prägnanter Kürze (deshalb die anfängliche Fremdheit) und neuplatonischer Sprache (woher manches an Übersteigerung stammt) uns ein Meisterwerk christlicher Spiritualität geschenkt hat.

Das Bittgebet — ein Testfall des Glaubens

Hans Schaller SJ, Rom

Glaube ist das ernsthafte und unverstellte Sich-Einlassen auf den lebendigen Gott Jesu Christi. Das Bittgebet ist dafür eine Art Testfall. Wenn dazu hier etwas gesagt wird, dann nicht in der Meinung, daß durch theoretische Überlegungen etwa anstehende Not und Schwierigkeiten mit dem Bittgebet zu beseitigen wären. Denn Beten und Bitten ist vor allem ein Vollzug des ganzen Menschen: dies will sagen, nicht nur der Reflexion. Keine noch so sublim ausgefalteten Gedanken über das Bittgebet können, für sich allein genommen, ein „Vater unser“ ermöglichen oder ersetzen. Aber Reflexionen helfen vielleicht, innere Widerstände durch Klärung abzubauen und zum eigenen Bitten neu anzuregen. Darum ist im folgenden auch keine systematische Abhandlung intendiert. Es werden vielmehr aus dem vielschichtigen Komplex des Bittgebetes nur einige Aspekte ausgewählt, die dem heutigen Christen nicht selten Schwierigkeiten bereiten und deren Durchleuchtung ihm für sein Gebet hilfreich sein kann.

I. Bitten als Ausdruck der Freundschaft mit Gott

Ein erster Zweifel, der das Bittgebet manchen fragwürdig erscheinen läßt, kann hinsichtlich der alltäglichen Gewöhnlichkeit der Bitte aufsteigen. Wir

können unter Umständen lange gutgläubig beten und dies vielleicht umso besser und leichter, als unser Gebet innerhalb des liturgischen Rahmens, in einer gleichsam objektiven Form Halt und Richtung findet. Tritt dieser Rahmen zurück, sind wir aufgerufen oder genötigt, gleichsam „aus dem Stand“ eine Bitte zu formulieren, so können uns plötzlich Unsicherheit und Versagen überfallen. Man weiß aus Erfahrung, daß die Frage nach der sogenannten Nützlichkeit des Bittens einem oft dort in den Sinn kommt, wo etwa bei der Messe im kleinen Kreis die Bitte praktisch und konkret wird und beinahe an die Grenze des Peinlichen rührt. Irgendein Gefühl der Unangemessenheit stellt sich ein, wo der große Gott, der ganz Andere, in die kleinsten konkreten Dinge des eigenen Lebens hineingezogen werden soll, wo er gleichsam mit Problemen belastet wird, die doch, von uns her gesehen, in unserer Zuständigkeit und Verantwortung liegen. Bisweilen hat man dabei auch den Eindruck, Gott diene als Alibi für die eigene Trägheit und Verantwortungsschwäche.

Dazu kommt, daß sich in der katholischen Kirche eine geradezu eherne Tradition von äußeren Glaubens- und Gebetsformen durchhält. Eine Stadt wie Rom bietet in dieser Hinsicht ein ganzes Arsenal von Zeugnissen; Zeugnisse für die Unbefangenheit eines Glaubens, der sich ohne Hemmung in konkreten Formen ausdrückt; in Novenen, Ablässen, Pilgerbesuchen, Votivtafeln, brennenden Kerzen usw. Erhart Kästner beschreibt diese im guten Sinne ins Materielle entäußerte und geronnene Spiritualität in poetischer Weise. Der Autor spricht in Erinnerung an Santa Maria in Cosmedin von einer durch Gebete erbauten Geduld und berichtet: „Ich besann mich, daß ich in jenem römischen Gotteshaus die Einbildung hatte, als ob diese Kirche überhaupt nur aus der Weihrauchkruste besteht, die sich in jahrhundertelanger Gottesdienstübung abgesetzt hat. Die ausgebildeten Mosaikböden, die verräucherten Wände, auf die ein Strahl Sonnenlicht fiel, die Tempelsäulen mit dem abgetasteten glasigen Glanz: Das war alles von einem Überzug bedeckt, der nun wichtiger war als der Stein. Kerzendunst, niedergeschlagene Schwaden, gesinterte [zu Stein verfestigte] Liturgien, getaute Andacht, aus den Mauern geschwitzte Gebete: Das war alles Materie geworden“¹.

Aber, diese scheinbar verdinglichte Spiritualität, diese Art von konkret gewordener Frömmigkeit, deutet etwas Tieferes an. Sie spricht im Grunde weniger vom Bedürfnis des gläubigen Menschen, seine Gebete und seinen Glauben in sichtbare Gesten und Formen auszugestalten, als von einem Gott, vor dem Bitten so „formuliert“ werden können. Die Frömmigkeit, die so konkret werden darf, ist mehr eine Aussage über diesen Gott, von dem

¹ Erhart Kästner, *Olberge, Weinberge*, Frankfurt a. M. 1975, 59.

Erlaubnis und Ermächtigung zu so etwas kommen; nämlich über den Gott, der den Menschen nicht im allgemeinen vor Augen hat, sondern ihn auf dem kleinen Weg des Alltags und in der konkreten Mühsal seines Lebens erblickt und begleitet. Er hat durch seine Menschwerdung dem Glaubenden eine unendliche Vielfalt von Bitten eingeräumt, die aus seiner brüchigen, fragmentarischen und alltäglichen Existenz aufsteigen. „Vom Größten nicht eingeschränkt und doch im Kleinsten enthalten, das ist göttlich“, heißt der Vorspruch zu Hölderlins Hyperion, und für das Bittgebet enthüllt diese Sentenz das Geheimnis der Liebe des Gottes Jesu Christi, welche an den kleinsten Sorgen und den konkretesten Nöten teilnimmt und teilnehmen will.

Vielleicht erregen wir uns also am falschen Punkt. Vielleicht ist gar nicht die Konkretheit der Bitte, nicht ihre Alltäglichkeit, nicht ihr beinahe banaler Inhalt das Problematische. Ist es nicht vielmehr die Tatsache, daß ein Gott sich so bitten läßt, was unsere Verwunderung, vielleicht auch unsern Widerwillen hervorruft? Ist es nicht zumindest überraschend, wenn Gott uns in Jesus Christus als „Jemand“ erscheint, der in der Form der konkreten Bitte gebeten werden will? Ist es nicht eine Umkehrung aller Gottesvorstellungen, wenn ein Gott erscheint, der den Menschen zu Bitten einlädt, der ihm reale Hoffnungen auf Erhörung macht, der nicht bloß als der hörende, sondern als der „erhörliche“ sich vorstellt. „Das ist die Gnade Gottes gegenüber dem sündigen Menschen, daß er gerade ihm als ‚erhörlicher‘ Gott begegnet, daß er ihn nicht nur zur Demut des Knechtes und nicht nur zur Dankbarkeit des Kindes, sondern zur Vertraulichkeit und Kühnheit des Freundes beruft“². Als ein bittender Freund nimmt der Mensch an der Herrschaft Gottes teil. Darin gibt Gott dem Menschen eine unersetzbare Würde, achtet er ihn in seiner Freiheit.

Fragen wir nach Gründen, nach Verständnishilfen und Analogien, die es uns gut erscheinen lassen, daß wir als die Bittenden vor den „erhörlichen“ Gott treten, so werden wir an unsere zwischenmenschlichen Erfahrungen verwiesen. Sie können uns meiner Ansicht nach etwas Erhellendes sagen. Erleben wir nicht in verschiedenen Situationen, daß die Bitte im Unterschied zum Dank Verhaltensweisen eigener Art einschließt? Wir können dem Mitmenschen für eine Gabe oder einen erwiesenen Dienst danken, jedoch meist nicht fraglos darum bitten. Wir überlegen uns deshalb oft zögernd, was wir von wem erbitten dürfen und können. Offensichtlich verlangt eine Bitte nach dem Maß ihrer Größe eine besondere Basis des Vertrauens, weil sie den Gebetenen in tieferer Weise engagiert, in seiner Güte und Hilfsbereitschaft zentraler aufruft. Vielleicht haben wir schon die Er-

² K. Barth, *Kirchliche Dogmatik*, III, 3, 323.

fahrung gemacht, daß eine Freundschaft in dem Augenblick in ein anderes, höheres Stadium tritt, wo wir den Freund erstmals um etwas zu bitten wagen. Und umgekehrt können wir erfahren, daß die menschlichen Beziehungen dort stagnieren, sich rückbilden oder sogar absterben, wo nichts mehr in Forderung und Bitte verlangt werden kann. Warum eigentlich? Weil hier, in der freundschaftlichen Beziehung, durch die Zumutung zu helfen, die Tragfähigkeit von Vertrauen ernsthaft geprüft wird. Gewiß. Sicher aber auch deshalb, weil die Bitte den andern gleichsam direkt anfaßt, angeht, sich ins Zentrum seiner Freiheit vorwagt. Und in der Art, wie dieses Wagnis der Bitte beantwortet wird, zeigt sich, was an Zuneigung, Hilfsbereitschaft und Güte im Angesprochenen vorhanden ist.

Etwas ganz Ähnliches geschieht im bittenden Beten. Es verlangt ein Vorwagen, das mit Gott nicht in einer Art von Scheindemut umgeht, sondern freimütig den Weg auf die Mitte Gottes, seine geoffenbarte Liebe in Jesus Christus einschlägt. Denn das Reich, um das wir bitten, kommt nicht für die Passiv-Wartenden, sondern für die ungeduldig ihm Entgegen-drängenden. Solche Ungeduld wagt sich in der Bitte vor.

Es ist dabei jedoch nicht gesagt, daß unsere Bitte einen in sich stehenden Gott zuerst auf uns hin in Bewegung bringen müßte; die Bitte hat nicht den Zweck, einen verschlossenen Gott zuerst auf den Menschen hin aufzubrechen; und das Wagnis des freimütigen Ansprechens verdankt sich deshalb nicht zuerst unserer Initiative und unserem Mut. Nein, die Zumutung der Bitte lebt aus dem glaubenden vorausgesetzten Vertrauen, daß der angesprochene und aufgerufene Gott von sich her ewig den ersten Schritt auf uns zu, in uns hinein schon getan hat. Unser Mut, Gott zu bitten, lebt so aus dem gläubigen Wissen um diesen ersten Schritt, lebt aus dem Dank für das, was wir schon empfangen haben. Eben deshalb, weil wir schon empfangen haben, sind wir selbst im Bitten-Können auf den Schenkenden hin aufgebrochen, sind wir zur Zumutung der Bitte befreit. „Jede Bitte“, so sagt G. Ebeling, „ist deshalb zu beten als schon erfüllte Bitte, als ein Nicht-Zweifeln an dem, was schon geschehen ist, als ein im Danken gründendes Bitten um das Bleiben bei dem, was schon begonnen hat“³.

Aber weshalb dann noch unsere Bitten? Warum will der Gott, der uns schon alles gegeben hat und alles Gute uns ohnehin zu geben bereit ist, noch darum gebeten werden? Gewiß, man könnte die Antwort so geben: Die Bitte will nicht etwas bei Gott erwirken, sondern will uns dahin bereiten, das zu empfangen, was Er uns geben will. Sie wäre darin für uns eine Schule der Demut, der Erkenntnis der eigenen Ohnmacht und

³ Gerhard Ebeling, *Vom Gebet*, München 1967² 39.

Nichtigkeit, eine Einübung in das Ja des Hilfsbedürftigen zum Empfangen. Aber dies kann uns wohl nicht genügen. Wenn wir vor Gott unsere reale existentielle Not anzeigen, dann tun wir dies nicht zuerst, um uns zu Empfangenden zu formen, sondern mit der realen, insistierenden Hoffnung, daß Gott seine Hilfe real, und zwar auf diesen Schrei und diese Bitte hin, in Bewegung setzt. Anders gesagt: Wir trauen in der Bitte der Liebe und der Macht Gottes den Alltag unserer Bedürftigkeit und den Schmerz unserer existentiellen Not auf eine reale Weise zu. Und wir dürfen es. Sie ist nicht bloß die Ermöglichung, daß wir unsere eigene Not und Bedürftigkeit annehmen, sondern sie ist das Einlassen darauf, daß Gott sich mit unsrer Not und Bedürftigkeit befaßt, mit ihr zu tun haben will.

II. Bitten als Einüben des Vertrauens in Gott

Gott im Gebet um etwas zu bitten, kann uns auch deshalb schwer fallen, weil er anscheinend sehr selten, wenn überhaupt einmal, unsere Gebete erhört. Das ist – worauf C. S. Lewis einmal hinwies – um so anstößiger, als uns das Evangelium selbst überschwengliche Hoffnung auf Erhörung macht. Wozu also bitten, wenn wir doch nicht erhört werden? Wenn der Regen nicht fällt, die Krankheit nicht geheilt, der Hunger nicht gestillt wird?

Wenn man in diese Schwierigkeiten gerät, muß man sich daran erinnern, daß das christliche Bittgebet eigenen Regeln zu folgen hat: daß wir lernen und immer wieder neu lernen müssen, welcher Art das Heil ist, das dem Glaubenden verheißen ist. Christliches Bittgebet ist nicht ein Gebet nach eigenem Gutdünken, es folgt nicht unbedingt und in allem unseren spontanen, natürlichen Bedürfnissen. Wir haben für das richtige christliche Bitten auf den in der Geschichte, vor allem in Jesus Christus sich offenbarenden, das Heil des Menschen wirkenden Gott zu schauen.

So wenig wir nach einem Satz des hl. Paulus wissen, um was wir in rechter Weise bitten sollen (Röm 8, 26), so wenig können wir darüberhinaus wissen, wie Gott antwortend auf unsere Bitte eingeht. Wie sollen wir, unseren Vorstellungen von Gott und unseren aus vielerlei Quellgründen stammenden Wünschen und Hoffnungen überlassen, richtig und mit Vertrauen auf Erhörung beten können? Noch mehr: Woher sollen wir wissen, wie Gottes Antwort ausfällt, welche Richtung er unserer Gebetsintention geben will? Das Recht auf Wissen um eine Antwort ist uns zunächst entzogen. Wenn wir auf die verweigerte Erfüllung – was nicht gleichbedeutend ist mit verweigerter Antwort –, mit Resignation und Trotz zu reagieren geneigt sind, dann kann dies daran liegen, daß wir, in unserem Bewußtsein, die Bitte zu einem geheimen Machtmittel zur Durchsetzung der eigenen Ziel- und Glücksvorstellungen gemacht haben.

Hier wäre der Punkt, wo die christliche Offenbarung unsere spontanen Bedürfnisse korrigiert. Das heißt: Jedes christliche Gebet und vor allem jede christliche Bitte an Gott müßte geprägt sein von einem personalen Ursinn, von einem ersten, um das gebetet wird. Wenn wir um ein erfülltes Leben, um ganzheitlich geglückte Existenz, oder konkreter: um Gesundheit, Frieden, Fruchtbarkeit beten, dann müßte dieser Wunsch eingefügt sein in das personale Vertrauen zu Gott. Die erste Intention der Bitte geht darum, genau gesagt, nicht auf Etwas, sondern auf Jemand. Es ist nicht die Hilfe, die wir von Gott zuerst erbitten; Hilfe ist selbst schon etwas Zweites, etwas Abgeleitetes. Wir bitten zuerst um Gott selbst, seine Liebe, seine Huld, sein Leben. Er möge sich uns erschließen, möge sich uns mitteilen. Er möge unserem Lebenswillen, der sich in der Bitte ausspricht, mit seinem eigenen Leben entgegenkommen. Jeder Gebetsgegenstand, welcher Art auch immer, vom spirituellsten bis zum materiellsten, schwingt so innerhalb dieser Bitte um Gott selbst.

Darin liegt eine erste Voraussetzung für christliche Bitte: Es gibt nur ein Gut, das mit unbedingtem Gewicht begehrt werden darf und kann: Gott selbst, wie er sich uns und allem, was geschaffen ist, in Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, endgültig zugewandt hat. Dieser Bitte allein ist unbedingte Erhörung verheißen. Jesus hat uns nicht die Erfüllung beliebiger Bitten versprochen, sondern nur jener, die in seinem Namen vorgebracht werden (Joh 16, 23). Das Vorzeichen und der Grund jeder Bitte an Gott ist darum Jesu Mahnung: „Suchet zuerst Gottes Reich, und alles andere wird euch hinzugegeben werden“ (Mt 6, 33). Kurz: Wir beziehen uns im Akt der Bitte auf eine absolute Sinnvoraussetzung, die unserem Leben huldvoll gewährt ist, nämlich die Liebe Gottes. Auch wo konkrete vordergründige Not die Bitte bestimmt, auch wo das Leben, das in der Bitte zur Sprache kommt, uns aus der Hand zu gleiten droht, lebt das christliche, rechte Bitten aus dem Vertrauen: Gott hält die Welt nicht bloß in einem letzten Verstande im Lot, sondern Er hält und lenkt sie und mein Leben in ihr stündlich mit seiner Liebe.

Wenn man freilich die konkrete Praxis des Bittens ansieht, so stellen sich die Dinge scheinbar anders dar. Wo die wirkliche, alltägliche Realität des Bittens gedacht und gesehen wird, da stellt man gleich fest, wie diese Balance von „Bitte um Gott“ und der „Bitte um ein konkretes Anliegen“ ständig gefährdet ist. Wie sieht denn ein wirkliches Bittgebet aus, das aus einer tiefen und gefährlichen Notsituation gesprochen ist? Worum geht es dem schreienden und gequälten, hilfesuchenden Menschen: etwa primär um die Selbstmitteilung Gottes oder nicht viel mehr um die Rettung seines nackten Lebens? Was ist das, was eine flehentlich bittende Mutter zu innerst beherrscht: die Gesundung ihres Kindes oder das Reich Gottes?

Daran, was als Absolutes im Bittgebet vorherrscht, entscheidet sich auch die Frage nach dem spezifisch Christlichen: Geht es im unbedingten Sinne darum, daß der absolute Liebeswille Gottes in mein Leben einbreche und darin Raum gewinne, oder geht es um die Insistenz auf ein relatives Gut. Sicher, um auf das obige Beispiel zurückzukommen, geht es der bittenden Mutter erlebnismäßig primär um die Gesundheit ihres Kindes und nicht um das Reich Gottes; und dennoch – wenn nur aus dem lebendigen Glauben heraus gebetet wird – schwingt in diesem Beherrschtwerden von der unmittelbaren Not das unausgesprochene Vertrauen mit, daß Gott, auch innerhalb dieser erlebnismäßigen Vorordnung des partikulären Anliegens, als der Fürsorgende und Hilfreiche walte. Die Tatsache allein, daß sich ein solcher Mensch an Gott wendet und seine Zuflucht im Schrei einer Bitte konkretisiert, ist selbst das Bedeutsame, die Tiefendimension, die erfahrungsmäßig vielleicht nicht bewußt, aber doch vorhanden ist.

An der Art nun, wie der Bittende sich zur Antwort, zur Tatsache der Erfüllung bzw. Nichterfüllung verhält, wird sich nochmals der spezifisch christliche Glaube ausweisen. In der verweigerten Gesundheit, im zerbrochenen Vertrauen, in zerhagelten Feldern – alles Inhalte einer Bitte – nochmals eine Antwort Gottes zu sehen, gelingt wohl ohne Einschränkung nur dem tief Glaubenden. Ihm kann es in der Tat gegeben sein, in der verweigerten Erfüllung nochmals eine Antwort Gottes zu sehen und sie in seinem Leben so anzunehmen und zu integrieren, daß sie nicht zu einer Revolte gegen Gott, sondern zu einer tieferen Annahme seines Willens sich wendet.

Wir kehren zu unserer anfangs erwähnten Schwierigkeit zurück: Wie weit und mit welchem Recht ist die verweigte Erfüllung Anlaß zur Resignation? Wir haben im Vorhergehenden versucht, etwas vom spezifisch Christlichen der Erfüllung einer Bitte deutlich zu machen. Nicht jedem Gebet ist Erhörung versprochen, sondern nur demjenigen, das dem Geiste Christi folgt und damit am Gebet Christi selbst Anteil gewinnt. Von hier aus kann nun die Frage nach der Erhörung und ihren verschiedenen Arten neu formuliert werden.

1. Eine gewisse, sozusagen natürliche Wirkung des Bittgebetes liegt schon darin, daß es, gemeinsam mit jedem anderen Gebet und jedem geistigen Vollzug, Spuren einer Bewußtseinsveränderung hinterläßt. Es bestimmt als geistiger Akt das ganze Geflecht menschlicher Sinnbezüge; es ist verwoben in die innerpsychischen Ursachenzusammenhänge, in denen der Mensch steht. Mitten im Vercin mit anderen geistigen Tätigkeiten hat das Bittgebet eine klärende Funktion. Wir atmen tiefer, wenn es uns gelungen ist, bei uns selbst auszuhalten, weil in solcher Stille die Dinge sich ordnen, sich zu unterscheiden und zu verbinden beginnen. Wir sind uns näher gekommen,

sehen klarer, aus welchen Gründen wir leben, was wir können oder nicht, was wir sollen oder nicht. – Nochmals: Es handelt sich in dieser innerpsychischen Veränderung um eine sozusagen notwendige Wirkung, die das Gebet als geistiger Akt mit sich bringt, nicht aber um eine Erhörung im strengen Sinn.

2. Wo christlich gebetet wird, da ändert sich das Feld des geistigen Erlebens. Was das Bittgebet als Bewußtseinsveränderung hinterläßt, ist nicht eine beliebige Spur im Erleben; es schafft und verändert vielmehr das ganze Feld unseres Geistes, es gibt uns eine neue Weise des Sehens. Wir erfahren, daß wir aus dem Dialog, in den wir im Gebet mit Gott eingetreten sind, nicht unverändert wieder herauskommen. Etwas hat sich geändert. Dadurch, daß unsere notvolle Situation in der Form der Bitte vor Gott angezeigt wurde, stehen wir in dem Bewußtsein, innerhalb der vordergründigen Ereignisse und Begebenheiten von einem personalen Gott angeredet zu sein. Es ist das neue Wissen, das uns trägt und stärkt.

Anders gesagt: Wenn wir unsere Gebetserfahrung auf die Erhörung hin befragen, so finden wir sie zunächst in einer veränderten Einstellung, einem sozusagen neuen Blick für alles, was uns zustößt. Der Grund für diese neu eröffnete Möglichkeit, die Dinge aus dem Glauben heraus zu sehen und zu situieren, liegt in der Tatsache, daß wir in der Bitte die Bestätigung und Akzeptation durch Gott erfahren haben. Die erste Antwort auf die Bitte liegt so in der fleischgewordenen Bejahung des bittenden Geschöpfes durch Gott (wie sie in Christus endgültig sichtbar geworden ist). Die Erhörung ist ursprünglich die geschenkte Glaubensüberzeugung, daß wir in der Bitte die Bekehrung zur Wahrheit realisieren, daß wir für Gott selbst ein Du geworden sind, das in seiner Fürsorge steht. Gott nimmt unsere Not und Bedürftigkeit darin so ernst, daß er sie als Motiv seiner Hilfe in sich hat. So erfahren wir Gottes Antwort als Ermächtigung, uns selbst als „bejaht bejahen“ (Tillich) zu dürfen.

Die Erhörung der Bitte liegt so nicht in einem abstrakten Bewußtsein von der Existenz Gottes, sondern, von uns aus gesehen, im Antwortenkönnen des Glaubenden, in einem beginnenden Jasagen, das sich hineingenommen weiß in das große Ja Gottes in Jesus Christus zu den Menschen. Auch da, wo die Antwort Gottes in der Verweigerung der Erfüllung erfahren wird, lernt der Glaubende seinen Willen in einer tiefer zu realisierenden Bejahung zu unterwerfen, ohne dabei aufzuhören, Gott seine konkrete Not anzuvertrauen.

3. Dieses neue, im Gebet geschenkte Bewußtsein drückt sich aus im Wachsen der Zuversicht, in Selbst- und Fremdversöhnung und vor allem im Vertrauen darauf, daß Gott uns auf krummen oder geraden Wegen, in Helle oder Finsternis, in Vielfalt oder Einfalt, die Dinge so zuschickt, daß

sie uns nach dem Wort des hl. Paulus zum Guten reichen (Röm 8, 28). Damit ist klar, daß eine Antwort Gottes nicht bloß in der neu gewonnenen Weise des Sehens und Erlebens zu suchen ist, sondern auch in der Art, wie er uns die Dinge zuschickt. Denn, so können wir fragen: Verändert das Bewußtsein einer unendlichen Geborgenheit in Gott, das eine Frucht des Gebetes ist, nicht *alles*, d. h. auch unser Verhältnis zur nicht verfügbaren Wirklichkeit? Wir müssen uns klar machen: Die Dinge, die uns gegenständig begegnen (Schicksal, Krankheit, Tod), *sind nicht* einfach das, was sie sind, sondern *werden* durch die Art und Weise, wie sie aufgenommen werden und wie wir sie uns begegnen lassen, zu dem, was sie uns bedeuten. Es gibt nicht *den* objektiven Sinn eines Ereignisses. Immer ist ein Geschehen eingefügt in die menschliche Sinnökonomie, immer ist es in Korrelation zum eigenen Sinn-Haben und Sinn-Verstehen.

III. Bitten als Zeugnis der Freiheit vor Gott

Eine letzte Schwierigkeit mit dem Bittgebet: Die Last der Vorsehung. Ich nenne sie deshalb eine Last, weil sie sich – meist auf Grund eines Mißverständnisses – lähmend der geistlichen Motivation des Bittenden auflegt. Was ist damit gemeint?

Eine Ordensschwester fragte einmal, ob es denn Sinn habe, für Ordensnachwuchs zu beten. Was nütze solches Beten angesichts der unveränderlich feststehenden göttlichen Vorsehung? Was solle die Vermehrung der Novenen und Rosenkränze? Intensiviertes Beten sei doch in diesem Fall ein zur Vergeblichkeit verurteiltes Mittel, da – jetzt kommt die Prämisse dieser Folgerung – Gottes Wille bezüglich der Existenz oder Nicht-Existenz der Kongregation nicht wanke: Entweder Gott will unseren Orden am Leben erhalten, dann wird er uns zu gegebener Zeit Nachwuchs schenken, oder aber er will daß unsere Gemeinschaft ausstirbt, dann können unsere Gebete diesen Entschluß nicht aufhalten. Es bleibt nur ein Weg, dieses beschlossene Ende demütig anzunehmen. Auf jeden Fall könne das Bitten nicht in das große Werk der göttlichen Vorsehung eingreifen.

Was ist darauf zu sagen? Christlich verstandene Vorsehung ist gewiß kein Uhrwerk, welches in der Ewigkeit aufgezogen nun in der Zeit abläuft. Der Gedanke der Vorsehung Gottes bedeutet nicht, daß unser Leben wie bei einer Maschine nach einem festgelegten Plan abrollt. Gott weiß zwar alles voraus, nichts aber ist festgelegt. Oder genauer gesagt: Gott weiß alles voraus, aber in dem, was Er weiß, spiele ich *meine* Rolle, die mir von Ihm eingeräumt ist.

Stünde die Bitte unter einer Providenz, die nichts anderes als eine starre Vorlage in der Ewigkeit wäre, dann könnte sie sich kaum anders verstehen

als ein zur Ohnmacht deklarerter Schrei um Hilfe. Es wäre eine Bitte, hervorgebrochen aus einer Existenznot, die aber als persönliche Wortmeldung, angesichts des schon verfügbaren Laufs der Dinge, zu spät kommt. Der Bittende wüßte, daß Gott einen Ordo festgelegt hat, leider aber ohne ihn. Er selbst kommt in diesem Plan nicht vor. Oder wenn er vorkommt, eben als Eingepanter. Wo Vorsehung verknüpft wird mit dem Gedanken eines vorwegexistierenden Planes, muß sich der Mensch immer in der Rolle eines unbeteiligten Außenseiters oder zumindest eines schon längst eingepanten „Faktors“ vorkommen.

Das Gefühl solchen Hinausverwiesenseins oder solcher Verplanung ist nun aber sehr doppeldeutig. Es kann, wie schon angedeutet, Ausdruck einer Verdemütigung sein. Denn was gibt es Schlimmeres, sowohl für unser alltäglich zwischenmenschliches wie auch unser religiöses Leben, als nicht beachtet, nicht in Rechnung gestellt zu werden. Tatsächlich, sagt einmal C. S. Lewis, kommt es auch für unser religiöses Leben mehr darauf an, beachtet, als erhört zu werden. „Religiöse Leute reden deshalb nicht vom Resultat des Gebetes; sie sagen, es ist ‚erhört‘ worden. Jemand hat gesagt: ‚Ein Bittsteller will, daß sein Gebet nicht nur gewährt, sondern auch gehört wird‘. Für Gesuche, die an Gott gerichtet und echte religiöse Akte und nicht bloß magische Versuche sind, gilt das in vermehrtem Maße. Wir können es ertragen, abgewiesen, nicht aber, mißachtet zu werden. Mit anderen Worten, unser Vertrauen kann viele abschlägige Antworten überleben, solange es Antworten sind und nicht bloß Rücksichtslosigkeiten. Was ein Stein scheint, wird für uns Brot sein, wenn wir glauben, daß es eine väterliche Hand ist, die es in die unsere legt, sei es aus Barmherzigkeit, aus Gerechtigkeit oder sogar Tadel“⁴.

Andererseits, um auf die Zweideutigkeit der angesprochenen Grundhaltung zurückzukommen, könnte man sich fragen, ob diese vorgeschobene Ohnmacht der Bitte nicht aus einer religiösen Abwehrhaltung stammt. Woher kommt überhaupt die Idee, in der Bitte nicht ernst genommen zu sein? Könnte sie nicht auch damit zusammenhängen, daß wir gar nicht an einem Gott interessiert sind, der unsere Mitsprache will? Ist vielleicht die Idee einer unveränderlichen Vorsehung nur die Projektion einer inneren Scheu vor einer allzu zudringlichen Liebe Gottes, die den Menschen auf eine kaum zu überbietende Weise ernst nimmt? Der Bittende könnte sich selbst eine Ohnmacht einreden, um sich dadurch von der Beteiligung an den Ereignissen auszuschließen. In diesem Willen zur Nicht-Interessiertheit könnte eine Schutzmaßnahme mitspielen, die auf klare Grenzen hinarbeitet: Gott macht seine Sache, ich die meine. Mit diesem so abgesicherten und in seinen

⁴ C. S. Lewis, *Brief an einen Freund*, Einsiedeln 1966 81.

Grenzen „gebändigten“ Gott ist leichter auszukommen; man kann sich leichter mit ihm arrangieren. – All dies könnte als verstecktes Problem hinter der scheinbar demütigen Ergebung liegen: Alles ist ja schon festgelegt.

Das sind Mutmaßungen; sie führen uns jedoch an die Substanz eines christlich verstandenen Vorsehungsglaubens heran. Wie stand denn Jesus unter der ewigen Verfügung seines Vaters? Was können wir von ihm lernen?

1. Jesus *bittet*. Schon diese Tatsache genügt als Hinweis darauf, daß wir, seine Brüder, Gott den Vater in wirklicher Weise bitten können und sollen. Jesu Gebet war nicht von vorneherein Ergebung; in ihm brach – etwa am Ölberg – sein ganzer Lebens- und Existenzwille durch. Er rechnete mit einer realen, nicht bloß scheinbaren Offenheit seiner Zukunft. Seine Bitte war deshalb alles andere als ein, wenn auch sehr wichtiges, Rädchen in einer Art Uhrwerk der Vorsehung. Sie war vielmehr, was sich in der Erhöhung der Auferstehung zeigte, ein Höchstfall dafür, daß eine gottmenschliche Freiheit vom Vater unendlich ernstgenommen und in Rechnung gestellt wurde.

2. Jesus *erwirkt uns Erhöhung*. Gott kann den Feigenbaum, der schon weit über Gebühr ertragen wurde, obwohl er unfruchtbar blieb, auf die Fürbitte des Weingärtners nochmals mit außerordentlicher Pflege versehen (Lk 13, 6 f). Solche Schonung auf eine Bitte hin ist möglich, weil Jesus selbst derjenige ist, der als Anwalt für das Leben der Menschen beim Vater eine unendliche Fürbittmacht besitzt. Gott hält unbedingt an der Rettung, dem Heil, dem Leben der Menschen fest, allerdings, was jetzt offenbar geworden ist, nicht ohne das gewichtige stellvertretende Wort, das sein Sohn als Ur-bittender bei ihm einlegt. Jesus ist der leibhaftige „Imperativ der Liebe“ bei seinem Vater. In ihm offenbart sich Gott als bewegbar, ja geradezu als rührbar. „Christus ist Gottes Umkehr (Hos 11, 8), sein Willenswandel schlechthin und für alle Zeiten; post Christum natum werden die Glaubenden vor Gott ‚in Christus‘ angesehen und sind so vor Gottes Zorn geschützt“⁵.

Im Ganzen: Wohin wollen diese Gedanken führen?

Es ging einmal darum, die christliche Bitte frei zu halten von jedem Schein eines bloßen Tun-als-ob, von jedem nur scheinbaren Mitreden innerhalb eines schon verfügbaren Vorsehungsplanes. Auf Grund der uns in Jesus Christus geschenkten Würde, welche die Würde eines realen gewichtigen Wortes ist, können und dürfen wir hoffen, daß unsere Gebete, gesprochen

⁵ Jörg Jeremias, *Die Reue Gottes*, Neukirchen-Vluyn 1975, 122.

auf die Autorität des bittenden Christus hin, ernstgenommen sind. Er führt vor dem Vater das bindende Wort, das Gott für die Menschen, für ihr Leben und Schicksal einzunehmen nicht aufhört.

Zum Zweiten: Dafür, daß Gott die Bitte in Rechnung stellt, sei hier zum Schluß das oft zitierte Wort des hl. Augustinus angeführt: Die Kirche hätte keinen Paulus, wenn Stefanus nicht gebetet hätte. Und bei den Kirchenvätern finden wir die gewagte Überlegung, ob nicht selbst die Fleischwerdung Gottes von den Propheten und den Heiligen des Alten Bundes erbetet worden sei. Bindet so Gott die Mitteilung der allerhöchsten Güter an die Bitte? Wagen wir solches Beten? Und freuen wir uns, daß Gott uns solches zutraut?

Das Ganze im Fragment

Zu Gedanken Bonhoeffers über die *vita christiana*

Albert Altenähr OSB, Abtei Gerleve

Das Werk Dietrich Bonhoeffers ist vielfältig abgeklopft worden. Obwohl es nur wenige Buchbände umfaßt, geht von ihm der Anreiz aus, immer wieder neue Aspekte herauszuarbeiten, welche die jeweilige theologische Szene befruchten können. Die Fragen des Heute lassen Facetten aufleuchten, welche gestern noch glanzlos im Verborgenen lagen. Früh wurden Bonhoeffers aufreizend neue Formulierungen zur mündigen Welt, zur nicht-religiösen Interpretation biblischer Begriffe, zur Gottesfrage überhaupt gehört und bedacht; sie wurden positiv aufgenommen oder verworfen. Der theologische Denker Bonhoeffer wurde ernst genommen. Er sprach um so mehr an, als seine Aussagen durch seine Bereitschaft zum Tod das Siegel des Lebenszeugnisses bekamen. Die Sehnsucht nach einer lebendigen Theologie, für die sich zu sterben lohnte, hatte in ihm eine ahnende Antwort erhalten.

Der existentielle Reichtum von Bonhoeffers Werk macht heute seinen Namen in immer weiteren Kreisen bekannt. Auf Spruchkarten und Kalenderblättern und in den Gebetbüchern aller Konfessionen tauchen einzelne